TOR

Mai Corland

FIVE BROKEN BLADES

VERRAT IST PFLICHT

Aus dem amerikanischen Englisch
von Nadine Mutz, Nadine Püschel
und Gesine Schröder

TOR

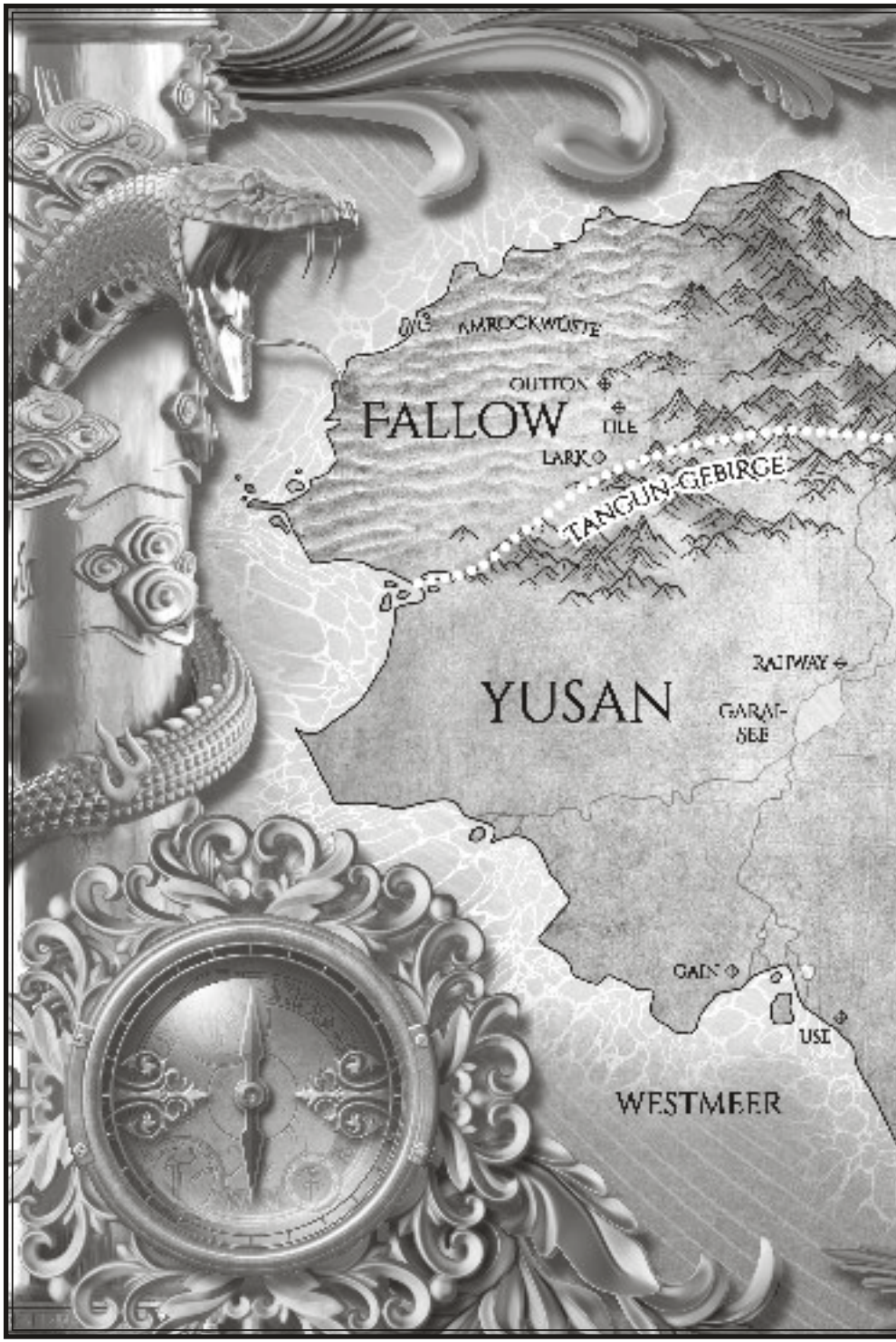
Five Broken Blades ist düstere Abenteuer-Fantasy voller mörderischer Lügner, moralisch grauer Figuren und zerstörerischer Geheimnisse, die Königreiche zum Einsturz bringen. Darum enthält die Geschichte Elemente, die möglicherweise nicht für alle Leserinnen und Leser geeignet sind. Es gibt Darstellungen von Gewalt, Blut, Tod (darunter dem Tod von Eltern, Kindern, Gefangenen und Tieren), Giftmord, Drogenmissbrauch, Alkohol, sexuellen Handlungen, Tierquälerei, geschlechtsspezifischer Gewalt, Sexarbeit, Selbstmordgedanken und Leibeigenschaft. Es werden Vergewaltigungen, Körperverletzungen und drastische Szenen von Völkermord beschrieben. Wer auf diese Elemente sensibel reagiert, sei hiermit gewarnt – und wappne sich für das Spiel um die Krone …

MIX
Papier | Fördert gute Waldnutzung
FSC® C014496
FSC www.fsc.org

Erschienen bei TOR

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
»Five Broken Blades« bei Entangled Publishing, Shrewsbury.
Für die deutschsprachige Erstausgabe:
© 2024 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, 60569 Frankfurt am Main
Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.
© Karte: Elisabeth Turner Stokes
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-596-71136-9

Für mein Herz und meinen Sonnenschein
und meinen Mann aus Stahl


AMAROKWÜSTE
OUTTON
FALLOW
TILE
LARK
TANGUN-GEBIRGE
RAILWAY
YUSAN
GARAI-
SEE
GAIN
USI
WESTMEER

NORDMEER
KHITAN
KHATAKAN-GEBIRGE
UMBRA
PYONG
SOI
CAPRICIA
OOSANT
OSTMEER
TAMNEKI
ASEYO
STILLER SEE
UNTER MITTE: QALI-PALAST
LEEP
CETIL
NACH WEI
STRASSE VON GAYA
GAYA

Korea hat eine reichhaltige Mythologie und eine eigenständige, sehr lebendige Kultur. Als in den USA adoptiertes Kind koreanischer Herkunft habe ich bei der Ausgestaltung der Welt von *Five Broken Blades* aus meiner eigenen Lebensgeschichte und meinen persönlichen Erfahrungen geschöpft. Dennoch soll darauf hingewiesen werden, dass diese Geschichte weder ein historischer Roman noch Fantasy vor dem Hintergrund der realen Welt ist; sie spielt in einem einzigartigen Setting, das von meinen Recherchen zu koreanischen Mythen, Legenden und kulturellen Besonderheiten inspiriert ist. Dabei habe ich mir immer wieder künstlerische Freiheiten herausgenommen und hoffe, dass den Leserinnen und Lesern die Lektüre ebenso viel Freude macht wie mir das Schreiben dieses Buches.

KAPITEL 1

Royo

UMBRA IN YUSAN

Blut gegen Gold – das ist mein Geschäftsmodell und mein Lebensmotto.

Der Händler zählt langsam die Goldmun ab, seine behandschuhten Finger zittern bei jeder Münze, die in seinem Handteller landet. Er ist etwas größer als ich, dafür sind meine Schultern doppelt so breit.

»Wird's bald? Ich hab nicht die ganze Nacht Zeit.«

Bei meiner barschen Bemerkung fährt er zusammen, und zwei Bronzemünzen fallen klirrend zu Boden. Er lässt sie wegrollen, scheint aber zu überlegen, ob er ihnen nachlaufen soll. Zehn Höllen nochmal, wie viele Lebzeiten wird das hier noch dauern?

Endlich lässt er die Bezahlung für die gebrochene Nase und das zerschmetterte Knie in meine Hand gleiten und stürzt mit wehendem Pelzmantel in die Nacht davon. Ein vornehmes Leben ist es nicht, wenn man sich als Schläger verdingen muss, aber viel besser haben die da oben es auch nicht.

Ich gehe mit schweren Schritten die rußbedeckten Häuser entlang und zähle das Geld. Alles da. Ich stecke es in meinen Münzbeutel, verstaue ihn in der Innentasche meiner Jacke. Hinter mir in der dunklen Gasse wimmert mein letztes Opfer. Wenn er damit nicht aufhört, werden ihm die Haelgreife bis zum Morgengrauen sämtliches Fleisch von den Knochen picken. Und für eine Tötung hat der reiche Arsch von Händler nicht bezahlt.

»Lass mal den Krach sein«, sage ich.

Das Wimmern verebbt.

»Danke.«

Er ist jetzt still – könnte an meinem Auftreten oder an seinen Schmerzen liegen.

Ich überlege, ob ich zurückgehen und ihm helfen soll. Den Impuls habe ich jedes Mal. Aber es geht mich nichts an. Ist nicht mein Problem, was passiert, nachdem ich meinen Job erledigt habe. Oder warum der Händler überhaupt so eine Botschaft senden wollte.

Es würde mich nirgendwohin bringen. Ich muss aber wohin.

Ich hauche mir in die rauen Hände. Diese Scheißkälte. Die Pflastersteine sind mit einer glänzenden Eisschicht überzogen, und die Rinne friert schon zu. Die paar Bäume, die es in dieser beengten Stadt gibt, sind längst kahl. Der Winter kommt plötzlich, hier in Umbra. Aber das ist mit dem Tod ja immer so.

Wahrscheinlich sollte ich mir ein Paar warme Handschuhe kaufen, aber schon der Gedanke, eine von den Silbermünzen anzubrechen, bereitet mir Magenschmerzen. Jede Münze zählt, und eigentlich brauche ich diesen Schnickschnack auch gar nicht.

Als ich in die Alte Zollstraße einbiege, kommen mir zwei aufgetakelte Pärchen entgegen, die sofort zur Seite weichen und mich vorbeilassen. Pelzmuffs und teure gefiederte Hüte. Schickeria. Sie machen einen großen Bogen um mich und eilen davon, als wäre ich ansteckend. Wenn meine Größe die Leute nicht einschüchtert, dann spätestens die Narbe, die mein Gesicht in zwei Hälften teilt. Die Leute halten Abstand.

Gut so.

Grummelnd stoße ich mit der Schulter die Tür zum Metzger & Most auf. Ich war schon in netteren, weniger schmuddeligen Lokalen mit besserem Fraß, aber solche Läden sind nicht mein Ding. Die Schänke ist warm, aber nicht laut; kein Lärm, das ist alles, was ich jetzt brauche. Das Metzger & Most ist für mich wie Zuhause. Hier habe ich vor zehn Jahren angefangen. Kurz nach meinem fünfzehnten Geburtstag habe ich hier in der Ecke die ersten

Aufträge angenommen – mit vierzig Pfund weniger Muskeln und ohne Narbe im Gesicht. Man kennt mein Geschäft, aber durch mich ist der Laden sicher, also schaut man weg.

Ich sitze auf meinem gewohnten Hocker am Ende des Tresens. Yuri sieht mich und schenkt mir ein Bier ein. Er könnte vierzig sein oder auch sechzig. Schwer zu sagen mit der Glatze. Er ist nicht sehr gesprächig, das mag ich an ihm.

Er schiebt das Bier über das abgenutzte Holz. Das Glas ist beinahe sauber. »Jemand hat nach dir gefragt.«

Ich ziehe die Brauen hoch und nehme einen großen Schluck Ale. Irgendwer fragt immer nach mir – kämpfen, verletzen, töten, so lauten die Aufträge. Das ist nichts Neues. »Na und?«

Yuri wirft sich das Geschirrtuch über die Schulter und beugt sich zu mir. »Es war ein Mädchen.«

Ich stelle das Glas ab. Das Herz schlägt mir bis zum Hals. Ich schlucke und versuche, gelassen zu wirken. »Wie sah sie denn aus?«

»Hübsch«, sagt Yuri. Keine sonderlich hilfreiche Beschreibung. Ich balle die Hand zur Faust und starre ihn an. Er bekommt große Augen und reibt sich schnell die Nase, die ihm ein anderer vor einer Weile gebrochen hat. Dann wird er gesprächig: »In etwa so groß wie ich, braune Augen, kurzes schwarzes Haar. Ungefähr dein Alter – Mitte zwanzig. Roter Samtumhang.«

Ich schlucke, verdaue seine Worte. Dass eine junge Frau nach mir fragt, ist ungewöhnlich. Und »hübsch« auch – ich kann mich nicht erinnern, wann zum letzten Mal ein hübsches Mädchen zu mir gekommen ist. Vielleicht möchte sie einem alten Schulfreund einen Denkzettel verpassen, oder sie will sich an einem anderen Mädchen rächen. Aber das gibt es bei mir nicht.

»Sie übernachtet im Schwarzen Schuh«, fügt Yuri hinzu.

Die edelste Bude in ganz Umbra. Sie hat also Geld und ist nicht von hier, und trotzdem weiß sie, dass sie nach mir suchen muss. Das riecht nach Ärger.

»Kein Interesse«, sage ich.

Yuri zuckt mit den Schultern. »Wie du meinst.«

Er wendet sich einem anderen Gast am Tresen zu. Der Typ sitzt vier Hocker von mir entfernt und sieht älter aus, als er ist. Yuri ist der Einzige, mit dem er Blickkontakt aufnimmt, er ist also genau wie ich hier, um allein zu trinken. Manchmal fühlt es sich weniger einsam an, seine Sorgen in einem gemeinsamen Glas Ale zu ertränken. Sich unter die anderen Gäste zu mischen. Auch wenn man kein Wort mit ihnen wechselt. So geht es mir in den meisten Nächten.

Aber heute wird das nichts. Ich weiß jetzt schon, dass ich heute Abend nicht vergessen kann, egal wie viel ich trinke. Warum also die Kopfschmerzen in Kauf nehmen, die morgen hinter meinen Augen hämmern werden?

Ich leere mein Glas in einem Zug und stoße mich von der Theke ab, dass die Beine des Barhockers über den klebrigen Boden schrammen. »Ich bin weg.«

Yuris buschige Brauen schnellen nach oben. Was ihm auf dem Kopf fehlt, scheint ihm im Gesicht zu wachsen. »Jetzt schon?«

Er ist zu Recht überrascht. Normalerweise sitze ich mindestens ein paar Bier lang in meiner Ecke und warte darauf, dass der nächste Job reinkommt. Irgendwo gibt es immer Ärger, und der findet früher oder später zu mir. Meistens eher früher, aber manchmal braucht es auch vier Bier. Heute nur eins.

»Kopfschmerzen.« Ich tippe mir an die Schläfe, als wüsste er nicht, wo mein Kopf ist. Ist gelogen. Und ich kann in seinen wachsamen Augen lesen, dass er mir nicht glaubt.

Aber er nickt. »Gute Nacht, Royo.«

Ich will mich gerade zum Gehen wenden, da passiert es. Ein komisches Gefühl überkommt mich, wie wenn das Herz einen Schlag aussetzt. Ich könnte schwören, dass ich im Augenwinkel etwas Rotes gesehen habe. Ich blinzle angestrengt und schaue mich um, blicke in den Spiegel hinter der Theke. Nichts. Nur mein

vernarbtes Gesicht und mein geschorener Kopf. Nirgends etwas Rotes. Ich schüttele mich. Ist nicht mein Abend heute. Am besten haue ich jetzt ab.

Ich verlasse das Metzger & Most und trete wieder auf die eisige Straße hinaus. Ich muss dringend die Schnürsenkel meiner Stiefel reparieren, wahrscheinlich auch das Leder ausbessern – dann kann ich sie noch eine Weile tragen.

Es ist kälter geworden, während ich in der Schänke war. Beim Atmen stoße ich kleine Wölkchen aus. Ich hauche mir in die Hände und mache mich auf den Weg.

Fünf Häuserblocks in die falsche Richtung, dann komme ich am Schwarzen Schuh vorbei. Ich kann nicht anders. Ich verlangsame meinen Schritt und starre die hellen Fenster an. Ich frage mich … dann schüttele ich den Kopf.

Was mache ich hier? Wonach suche ich überhaupt?

Ich gehe jetzt doppelt so schnell, nichts wie weg hier. Das Ganze ist zu verdächtig. Zu seltsam. Mein Instinkt täuscht mich nie, und die Narben auf meinem Körper erinnern mich an die Momente, in denen ich mein Bauchgefühl ignoriert habe. Letztes Mal hat es mich fast alles gekostet. Das passiert mir nicht mehr.

Zu Fuß dauert es über die Avalonstraße bis zu meiner Hütte am billigen Ende der Stadt fünfzehn Minuten. Die Gebäude werden immer schlichter, kleiner, je weiter ich mich vom Geschäftsviertel entferne. Seit König Joon wieder an der Macht ist, also seit meiner Kindheit, geht es mit Umbra bergab. Eigentlich mit dem ganzen Land.

Die Straße macht eine Biegung, und zu meiner Linken verläuft jetzt der Fluss. Man könnte annehmen, dass es nett ist, am Wasser entlangzugehen, aber nicht in Umbra. Unsere einzige Wasserstraße ist der dreckige Sol. Die Leute leeren ihre Nachttöpfe und ihre Mülleimer einfach in den Fluss. Und in seiner Nähe ist die Kälte noch schlimmer, klirrend, sobald man hören kann, wie das Wasser am dreckigen Ufer leckt.

Ich versuche, auf den Weg zu achten, auf die Umgebung. In Umbra lauern zu viele Gefahren: von Banden, von Männern wie mir, von den Haelgreifen, wenn man nicht aufpasst. Aber heute bin ich nicht bei der Sache. Ich bin abgelenkt.

Ich gebe Yuri die Schuld. Er ist ein Schankwirt, kein Botenjunge. Er hätte den ganzen Unsinn für sich behalten können.

Aber ich bin nicht wirklich böse auf Yuri. Wenn ich ehrlich bin, denke ich an *sie*. Als Yuri das Mädchen erwähnt hat, habe ich wieder gehofft. Aber die Hoffnung ist ein schartiges Messer. Die Hoffnung fügt die Scherben zerbrochener Träume zusammen, nur damit die Wirklichkeit sie wieder zerschmettern kann. Die Hoffnung ist die schlimmste Strafe überhaupt. Denn ohne die Hoffnung weiß ich: Sie ist es nicht, du Dummkopf. Sie kann es gar nicht sein. Nie mehr.

Weil du sie getötet hast.

KAPITEL 2

Euyn

OUTTON IN FALLOW

Ich werde gejagt.

Über diese grausame Wendung des Schicksals lache ich lautlos in meinen Bart, während ich mich leichtfüßig über Outtons Marktplatz schlängle. Ich war selbst ein hoch angesehener Jäger – nach Ansicht des Königs der beste von Yusan. Und jetzt lebe ich im Ödland, in Fallow, und bin selbst die Beute.

Ich schlage Haken und nutze Holzpfosten als Deckung, um niemandem eine freie Schussbahn zu bieten. Seit drei Jahren versuche ich zu verhindern, dass jemand die zwanzigtausend Goldmun kassiert, die auf meinen Kopf ausgesetzt sind. Zumindest dabei hilft dieses wirre Labyrinth von einem Marktplatz.

Der Markt von Outton sieht aus, als wäre er über Nacht aus den Überresten einiger Schiffswracks hastig zusammengezimmert worden – und am nächsten Morgen wurde beschlossen, ihn hundert Jahre lang nicht zu verändern. Ich frage mich, ob die Märkte in Yusan genauso aussehen – so notdürftig und schmutzig. Ich habe nie einen betreten, weil es Bedienstete gab, die die Einkäufe besorgten. Die genau genommen alles taten, was wir von ihnen verlangten. Aber das ist nicht mehr das Leben, das ich führe. Es ist das Leben, das ich nicht vergessen kann.

Ich komme an einen Stand mit gegerbten Fellen. Hinter dem Tresen steht ein grimmiger Verkäufer. Er nickt mir zu, und ich nicke zurück. Ich kenne ihn vom Sehen, aber nicht seinen Namen. Und ich frage nicht danach, damit er sich nicht nach meinem erkundigt.

Sobald er begreift, dass ich heute nichts kaufen werde, schaut er sich weiter nach Langfingern um, mit einem Dolch in der Faust. Fallow hat keinen König, und für Rechtsprechung sorgen die Leute selbst.

Mich beschleicht erneut das Gefühl, beobachtet zu werden. Ich werfe einen raschen Blick über die linke Schulter, ob mich jemand verfolgt. Nichts.

Ich eile an lärmenden Hühnern und duftenden Gewürzen vorüber. Der Geruch von Nelken und Kardamom dringt auf mich ein, während ich mich durch die Menge schiebe. Ich gebe vor, mich für getrocknete Datteln zu interessieren, und schaue über die rechte Schulter. Immer noch nichts. Nur das übliche Bild. Müde Frauen in grob gewebten Stoffen, die ihre Einkäufe auf den Köpfen tragen, und bärtige Männer, die sich nach Gütern oder einer guten Keilerei umschauen. Kinder sind hier selten, und wenn ich welche gesehen habe, waren sie dreckige kleine Taschendiebe.

Aber ich fürchte heute nicht um meinen Geldbeutel. Ich fürchte um meinen Hals.

Mein Herz pocht, und meine Kehle ist so trocken wie der Staub unter meinen Füßen. Aber es liegt nicht an der Sonne. Es liegt daran, dass ich am helllichten Tag als wandelnde Zielscheibe umherspaziere. Gern würde ich zwischen dem einfachen Volk verschwinden, aber das ist eine Fähigkeit, die ich noch nicht gemeistert habe. Wie bei allen anderen auch bedeckt eine Kapuze mein schwarzes Haar, und meine Hosen sind mit Sand verkrustet, aber irgendetwas an mir fügt sich nicht ins Bild.

Zwei Frauen, an denen ich vorüberkomme, heben erschrocken den Blick. Ich drehe mich um, prüfe die Dächer der Lehmhäuser auf irgendeine Bedrohung, aber sie schauen bloß mich an. Meine Züge, meine Manieren sind zu edel, meine Haltung zu aufrecht. Seit drei Jahren stecke ich in Fallow fest und gehe noch immer nicht so gebeugt wie die anderen Bewohner. Meine Schultern krümmen sich nicht unter der Last. Wenn ich so tue, als ob, mus-

tert meine Gastwirtin mich skeptisch und fragt, ob ich »zu tief ins Glas geschaut« habe – ob ich betrunken sei, heißt das in dieser Gegend.

Ich hätte bis Sonnenuntergang in meinem Gasthaus bleiben sollen, um dann weniger aufzufallen. Dort bin ich sicher – so sicher, wie es eben geht. Ich habe jeden Winkel durchsucht, jede Fluchtmöglichkeit gesichtet. Eine Strickleiter hängt griffbereit hinter den Fenstervorhängen, falls ich mein Zimmer im Obergeschoss hastig verlassen muss. Da oben ist es heiß, aber durch ein ebenerdiges Fenster könnte man mich im Schlaf überraschen. Nicht dass ich viel schlafen würde; das ist an den Ringen unter meinen Augen erkennbar. Wenn ich doch einmal einnicke, dann stets mit einem Giftdolch unter dem Kissen und einer Armbrust unter dem Bett. Im Waschraum liegt ein Schwert bereit. Tür und Fenster sind durch Fallen gesichert. Besonders tagsüber verlasse ich das Zimmer nur, wenn es sein muss. Aber den roten Umschlag, der morgens an meiner Tür hing, konnte ich nicht unbeachtet lassen.

Prinz Euyn Hali Baejkin
Stallungen, zum ersten Gong
Ich habe ein Angebot an Euch

Prinz Euyn. Prinz. Euyn.

Schon daran blieb mein Blick haften, und mein Magen rebellierte gegen das karge Frühstück aus Wurst und Keksen. Jemand weiß, wer ich bin. Und niemand darf es wissen, denn Prinz Euyn ist vor drei Jahren den Hitzetod gestorben. Wenn mächtige Männer dich töten wollen, lässt du sie besser glauben, es wäre ihnen geglückt. Ich nenne mich jetzt Donal.

Ich zerknülle den Umschlag in meiner Tasche. Jemand hat mich gefunden. Aber wer?

In den letzten sechs Gongs habe ich mehr als einmal vermutet, dass dies eine Falle sein könnte. Ich lasse noch einmal den Blick

über die Menge schweifen und suche nach der schwarzen Kluft der Palast-Assassinen. Man könnte es als ein Geschenk meines großen Bruders betrachten, wenn er mich endlich aus dieser Vorhölle befreien würde. Mich töten würde wie einen Mann. Das Problem ist nur, dass ich leben will – oder mich zumindest weigere zu sterben. Und König Joon würde nie direkt den Befehl zu meiner Hinrichtung geben. Letztes Mal hat er es lieber den Elementen überlassen, mich zu töten.

Was hat der Brief zu bedeuten?

Wer hat ihn geschickt? Meine Gedanken rasen, aber nüchtern betrachtet können es nicht die Palast-Assassinen sein. Die hinterlassen keine Visitenkarten. Sie schneiden dir die Kehle durch, ehe du den Mund aufkriegst.

Wahnsinn. Es ist Wahnsinn, dieser Einladung zu folgen. Mein Körper schreit danach, umzukehren. Zurückzugehen. Aber Antworten werde ich nur in einer Richtung finden, nämlich vorwärts.

Ich lasse den Markt hinter mir, meine Stiefel wirbeln Staub auf. Dieser Staub durchdringt alles. Es ist sinnlos, sich sauber halten zu wollen. Was gäbe ich nicht alles für ein parfümiertes Bad im Qali-Palast, für einen Spaziergang durch seine makellosen, kühlen, mit Marmor gefliesten Flure oder für einen Gong im Schatten der Bäume im königlichen Garten, wo die Bediensteten im Sommer einen kühlenden Nebel versprühen und den Adeligen Luft zufächeln. Aber mir bleiben nur sengende Sonne, Staubvipern und am Himmel kreisende Wüstengeier.

Ich halte nach Spuren Ausschau, obwohl zu viele Menschen den Markt betreten und verlassen, als dass es viel nützen könnte. Doch die Stiefel königlicher Soldaten haben eine wiedererkennbare Sohle, also betrachte ich trotzdem die Straße.

Es ist drückend heiß, als ich quer über den Platz zu den Stallungen laufe. Ich rücke meine Kapuze zurecht und schaue mich noch einmal prüfend um. Nichts. Nichts als staubige Luft und einfaches Volk beim Marktgang. Aber *nichts* bedeutet nicht, dass keine Ge-

fahr lauern würde – es heißt nur, dass man sie noch nicht entdeckt hat. Ich habe jede Kreatur in ganz Yusan bejagt, und die wenigsten haben mich kommen sehen.

Ich bin fast über die Schwelle, als ich in den Stallungen einen zweiten roten Umschlag bemerke. Und die Hand, die ihn hält. Und begreife, dass für mich alles zu spät ist.

KAPITEL 3

Sora

GAIN IN YUSAN

Um diese Zeit des Jahres ist die Wiese wunderschön. Ich streiche mit meiner ringgeschmückten Hand über das hohe Gras. Die grünen Halme sind weich und lieblich und können zugleich scharfe Klingen sein. Wie ich.

Ich weiß nicht, wie es eigentlich zu den Pflanzenkunde-Lektionen gekommen ist. Oder wie daraus regelmäßiger Unterricht wurde. Aber nun treffe ich mich jede Woche mit fünf Bettelkindern auf der Wiese außerhalb der mächtigen Stadtmauer. Zwischen hier und dem Waldrand wachsen erstaunlich viele essbare Wildpflanzen und Beeren. An den heißeren Tagen gehe ich mit den Kindern in den Schatten der ersten Bäume, um ihnen etwas über essbare Wurzeln beizubringen, doch weiter wage ich mich nicht in den Wald. Weiter darf ich nicht.

»Sora, was ist mit dem hier?«, fragt Gli. Sie hält einen getüpfelten Pilz in der Hand. Ihr kleines Gesicht mit der Lippenspalte schaut hoffnungsvoll zu mir auf. Ihren Lockenschopf hat sie mehr schlecht als recht mit dem Kamm gebändigt.

Gli ist neun – so alt, wie ich war, als ich geholt wurde. Nun ja, nicht geholt … verkauft.

Meine Eltern bekamen eine stattliche Summe für ihre älteste Tochter. Meine Eltern von damals. Wie diese Kinder bin ich heute eine Waise. Doch anders als sie bin ich nicht frei.

Traumverloren blicke ich in die Ferne. Bisweilen spiele ich mit dem Gedanken, wieder in den Xingchi zu laufen, nur diesmal besser für den tiefen Wald gerüstet. Ich könnte für immer aus Gain

fliehen. Vielleicht würde ich es bis ganz in den Norden schaffen, ins sichere Khitan. Doch dann erinnere ich mich an das Pfand, das sie haben. Den Grund, der mir die Flucht unmöglich macht.

»Sora?«, fragt Gli.

Ihre großen braunen Augen sind immer noch auf mich gerichtet. Sie wartet auf eine Antwort. Ich tauche aus meiner Grübelei auf und kehre in die Gegenwart zurück.

»Nein, nein, Kleines.« Ich streife mein langes schwarzes Haar hinters Ohr und beuge mich vor, um ihren Pilz in Augenschein zu nehmen. »Siehst du diese Flecken? Weißt du noch, was die bedeuten?«

Ich lasse ihr Zeit, sich an die Lektion von letzter Woche zu erinnern.

Gli runzelt die Stirn, und auf einmal klappt ihr Mund auf. »Gift.«

»Ganz genau«, sage ich.

Ich streiche über ihre Wange und hebe ihr Gesicht an. Sie hat dunklere Haut als ich mit meinem hellen Teint aus dem Norden. Und sie kämpft mit den Tränen. Das Leben hat ihr Fehler nur selten verziehen. Aber ich kann großmütig sein.

»Du hast dich erinnert, nachdem du es vergessen hattest, und das ist genauso viel wert, wie es von vornherein zu wissen«, tröste ich sie. »Vielleicht sogar mehr, weil du es dir jetzt besonders gut merkst.« Nach einer kurzen Pause stupse ich den Pilz aus ihrer Hand. »Die giftigen lassen wir stehen.«

Sie lächelt, obwohl sie sich vertan hat, und ich erwidere ihr Lächeln. Und dann zerrt mich Tao, der fünf ist und lieber die ganze Zeit an meiner Hand bleibt, statt nach Essbarem zu suchen, einem Schmetterling hinterher. Ich raffe den Rock meines bunten Kleids und laufe mit. Die Kindheit ist kurz, und unbeschwerte Augenblicke gibt es für die Armen in Yusan kaum. Und für Assassinen wie mich so gut wie nie.

Doch die Sonne scheint auf die Wiese, der Nachmittag ist

mild, Kinder jauchzen und Schmetterlinge schaukeln im sanften Wind. Der Geruch von Erde und Wildblumen liegt in der Luft, vermischt mit einer sanften Brise vom Westmeer. Bald wird der Sonnenschein den unablässigen Niederschlägen der Regenzeit weichen. Also versuche ich die Sonnentage auszukosten. Sie mir einzuprägen.

Ich versuche zu sehen, dass es in diesen Gefilden immer noch Gutes gibt. Dass ich zu denen gehöre, die Glück hatten. Ich habe überlebt. *Wir* haben überlebt.

Gerade als die Kinder und ich unsere Nahrungssuche beenden, sehe ich einen Reiter am anderen Ende der Wiese. Ein Schauder läuft mir den Rücken hinunter, und ich straffe unwillkürlich die Schultern. Diesen schwarzen Hengst und dieses Profil würde ich überall wiedererkennen. Es ist der Fürst. Und bei den Göttern, wie ich ihn hasse! Unzählige Male habe ich ihm den Tod an den Hals gewünscht. Doch Wünsche von Frauen wie mir erhören die Götter leider nicht.

Ich schätze, er gilt als gutaussehend, aber Geld und Rang verklären den Blick der Leute auf mächtige Männer. Er ist fünfundzwanzig Jahre älter als ich und hat ein schwarzes Herz. Ich sehe ihn als den, der er ist.

»So, Kinder. Nächste Woche zur selben Zeit?«, frage ich.

»Ja, Sora«, antworten sie im Chor.

»Gut.« Ich lächle, aber meine Finger sind eiskalt, als ich Gli auf die Schulter klopfe. »Ihr lauft jetzt besser nach Hause.«

Wenn der Fürst schlechte Laune hat, kann er ein Kind packen und ihm die Kehle durchschneiden. Ich weiß, dass er dafür nicht bestraft würde. Ich weiß es, weil ich es vor Jahren einmal mitangesehen habe. Ich will die Kinder so schnell wie möglich von ihm forthaben. Aber die Kleinen sind mit dem Instinkt der Straße aufgewachsen. Sie wittern, dass Gefahr im Verzug ist, und verschwinden in Sekundenschnelle.

Ich lächle weiter die leere Wiese an, bevor ich mich in Richtung

des Pferdes in Bewegung setze. Es ist ein Schlachtross, das mich ohne viel Federlesens tottrampeln würde. Genau wie sein Reiter. Mein Lächeln erstirbt, als ich auf ihn zugehe.

Die braunen Augen des Fürsten mustern mich jedes Mal, als wäre ich Naschwerk in einem Zuckerhaus. Als überlegte er, wo er sich als Nächstes über mich hermachen soll. Nicht weil er mich begehrt – weil ich ihm gehöre. Ich bin mit Leib und Seele sein Eigentum.

Ich neige fast unmerklich den Kopf. »Mein Herr.«

»Du siehst gesund und munter aus, Sora.« Er lächelt und mustert mich von Kopf bis Fuß, damit mir dieser Blick ja nicht entgeht. »Auch wenn mir immer ein Rätsel bleiben wird, warum du dich mit diesen schmutzigen Gören abgibst.«

Ich sehe ihn ausdruckslos an. Er hat keine Frage gestellt, also muss ich auch nicht antworten. Und ich bin nicht zum Plaudern hier.

Der Fürst seufzt und reicht mir mit seiner behandschuhten Hand ein Kärtchen. Darauf ist ein Name notiert. Damit habe ich einen neuen Mordauftrag. Einfach so. Ein neues Opfer. Eine neue dem Verderben geweihte Seele.

Und ich habe keine Wahl.

Mit diesen Morden begleiche ich all die Goldmun, die Seine Gnaden meinen damaligen Eltern gezahlt hat. Das viele Geld, das für meine Lehrzeit und Ausbildung aufgewendet wurde – die Ausbildung, die ich nie wollte und die unzählige, meist unsichtbare Narben hinterlassen hat. Jeder Mord wird mit meinem Kaufpreis von vor zwölf Jahren und den seither angewachsenen Zinsen verrechnet.

Wenn ich diese Schulden nicht begleiche, wird meine kleine Schwester, Daysum, unaussprechliche Qualen leiden. Und sie ist die Einzige aus meiner Familie, die mir geblieben ist. Sie ist sein »Mündel«, eine freundliche Umschreibung von »Gefangene«. Als ich verkauft wurde, nahm man sie als Pfand mit.

»Wann?«, frage ich.

»Heute Abend, Sora.« Sein gelbbraunes Gesicht nimmt einen eisigen Ausdruck an – seine wahre Miene, die nackte Grausamkeit verrät. »Bei Tagesanbruch muss der Leichnam kalt sein. Ist er es, darfst du deine Schwester morgen einen Gong lang sehen.«

Er reitet davon, und ich bleibe allein auf der Wiese zurück. Die Drohung ist unverhohlen: Gelingt es dir nicht, siehst du Daysum nie wieder.

KAPITEL 4

Royo

UMBRA IN YUSAN

Als ich an meiner Haustür ankomme, spüre ich meine verdammten Finger nicht mehr. Andere Männer – dumme, vertrauensselige Männer – stecken die Hände in ihre Jackentaschen, aber ich kann mir diese Dummheit nicht leisten. Ich kann mir den Augenblick nicht leisten, den es bräuchte, meine Hände freizubekommen, und den Schlag, den ich nicht abwehren könnte – nicht für den Preis von warmen Händen.

Aber ich habe es bis nach Hause geschafft. Mein Zuhause ist eine zugige Hütte in Riechweite des Sol, aber die Miete für zwei Monate beträgt einen Goldmun, also bleibe ich.

Ich überprüfe die Hütte von außen auf Einbruchspuren. Die Fenster sind verriegelt. Die verblichenen Schindeln sind, wo sie sein sollten. Zufrieden öffne ich die drei Riegel an der Tür, zwänge mich hinein und zünde die Öllampen an.

In der Hütte ist es fast so kalt wie draußen. Ich lasse den Ofen nicht brennen, wenn ich unterwegs bin – das wäre Geldverschwendung. Heute bedauere ich das. Ich könnte die tröstliche Wärme eines guten Feuers gebrauchen.

Mit dem Schürhaken erwecke ich die Glut wieder zum Leben und wärme mir die Hände an den schwach glimmenden Kohlen. Es dauert ein paar Minuten, bis ich soweit aufgetaut bin, dass ich meiner gewohnten Routine nachgehen kann.

Es gibt hier nicht viel – einen Tisch und zwei Stühle, eine Bank am Ofen, ein Bett und einen Waschraum. Ich stehe von der Bank auf, vergewissere mich, dass die Vorhänge ordentlich zugezogen

sind, und schiebe das Bett zur Seite. Dann stemme ich eine Bodendiele hoch. Darunter befindet sich das Versteck, das ich ausgehoben habe. Und in dem Versteck verwahre ich meinen wertvollsten Besitz – Säcke voller Goldmun.

Ich nehme meinen Münzbeutel aus der Tasche. Fünfzehn Goldmünzen. Fünf von dem Job heute. Sechs, die ich heute Morgen für den Job von gestern bekommen habe. Vier von einer Wette, die ich im Vergnügungsviertel gewonnen habe.

Fünfzehn Goldmünzen. In Umbra ist das ein sehr gutes monatliches Einkommen, aber ich brauche mehr. Es ist nie genug.

Ich beäuge die Säcke in meinem Versteck. Jeder einzelne enthält fünftausend Goldmun. Es sind zehn Säcke. Zehn Jahre hat es mich gekostet, so viel zusammenzubekommen. Ein Jahrzehnt voller Gefahren, Glücksspiel, Knochenbrüche, Missgeschicke, die mich fast das Leben gekostet hätten, und Blut. So viel Blut. Aber wenn ich das ganze Gold in meinem kleinen Versteck betrachte, war es das beinahe wert. Wärme durchströmt mich. Stolz. Sicherheit. All die Dinge, die man mit Geld kaufen kann. Und dann fällt es mir wieder ein – ich brauche mindestens doppelt so viel.

Vorsichtig nehme ich den kleinsten Sack heraus. Ich lege die jüngsten Einnahmen dazu und zähle das Geld erneut ab – zweihundertfünf Goldmun. Ich wiege den Sack in meinem Arm wie ein Baby, hoffe, dass er genauso groß und schwer werden wird wie seine Geschwister, dann falte ich den Stoff um und lege ihn wieder neben seine Brüder.

Nachdem mein nächtliches Ritual beendet ist, verschließe ich das Versteck, rücke das Bett zurecht und gehe mich waschen. Bevor ich mich schlafen lege, nehme ich meinen leeren Münzbeutel. Ich werde mir was ausdenken müssen, wie ich ihn morgen wieder füllen kann. Mehr Schreie, mehr Blut, mehr Wetten. Alles, was mir Gold einbringt.

Erst als ich den Münzbeutel in die Innentasche meiner Jacke zurückstecke, ertaste ich die Karte. Ich ziehe sie heraus. Sie ist weiß,

mit einem Goldrand verziert, und die Handschrift ist kunstvoll verschnörkelt.

Royo
Heute Abend im Gasthaus Zum Schwarzen Schuh
Ich habe einen Auftrag für dich

Ich wende die Karte hin und her. Wie ist sie in meine Jacke gekommen? Wann? Ich blicke mich um, obwohl ich weiß, dass ich alleine bin. Trotzdem überprüfe ich den Raum, denn es ist einfach nicht möglich – niemand spielt mich auf diese Weise aus. Und doch hat es irgendwer irgendwie geschafft.

Wieder und wieder durchsuche ich die Hütte, bis ich überzeugt bin, dass außer mir niemand hier ist. Ich behalte die Klinge in der Hand für alle Fälle, drehe noch eine letzte Runde und erhasche meinen wilden Blick im Spiegel des Waschraums. Meine Augen sind eigentlich goldbraun, aber gerade jetzt sind sie schwarz. So schwarz wie mein kurzes Haar.

Ich muss mich beruhigen, meine Gedanken sammeln. Die Tür ist verriegelt, die Hütte war vor meiner Ankunft vollkommen intakt. Die Karte ist nicht aufgetaucht, während ich mein Gold gezählt habe. Es muss draußen passiert sein – auf dem Heimweg oder in der Schänke. Und dann fällt mir das Aufblitzen von etwas Rotem in meinem Augenwinkel wieder ein, dieses komische Gefühl im Metzger & Most, dass etwas nicht stimmte. Ich habe mir das nicht eingebildet. Jemand hatte seine Finger in meiner Jacke.

Aber gestohlen wurde nichts. Das Gold war noch da. Stattdessen hat man mir die Karte zugesteckt.

Und ich weiß nur von einer Person, die im Schwarzen Schuh abgestiegen ist – das Mädchen, das nach mir gefragt hat. Man könnte es für einen Zufall halten, aber Zufälle erfordern Glück, und das gibt es nicht in Umbra. Zumindest nicht für mich.

Etwas ist hier faul. Verdammt faul.

Ich gehe in der Hütte auf und ab und zerdrücke die Karte in meiner Faust. Die kahlen Wände fühlen sich eng an, und statt der Kälte erfüllt mich jetzt eine siedende Hitze. Mein Gesicht ist gerötet, mein Nacken schweißnass. Die alten Dielen knarzen unter meinen schweren Schritten.

Aber wie?

Niemand kommt mir so nah, dass er mir in die Taschen greifen kann. Ich bin immer wachsam. Jedenfalls, seit man mir das Gesicht in zwei Hälften geteilt hat. Wie also konnte mir jemand unbemerkt diese Karte zustecken? Und wer? Wenn es das Mädchen war, von dem Yuri mir erzählt hat, wirft das sogar noch mehr Fragen auf.

Im Grunde ist es egal. Ich sollte es dabei bewenden lassen. Ich sollte die Karte einfach ins Feuer werfen. Mein Bauchgefühl sagt mir, dass diese Nachricht nichts als Ärger bedeutet.

Aber ich muss herausfinden, wie es passiert ist. Ich bin fünf Fuß zehn groß, wiege stabile zweihundertdreißig Pfund und bin seit Jahren nicht mehr verwundbar gewesen. Wenn jemand es geschafft hat, mir eine Nachricht in die Innentasche meiner Jacke zu stecken, hätte dieser Jemand mir auch einen Hieb mit der Klinge verpassen können. Ich muss herausfinden, wie. Und noch wichtiger: Ich muss herausfinden, warum.

Ich streife mir die Jacke über und trete hinaus in die Nacht.